

Letzte Liebe.

Rovelle von Max Treumann.

Es ist entschieden! Endlich Gewißheit!

Um rüchhaltige Wahrheit habe ich heute meinen Arzt gebeten. Ich weiß es ja freilich längst selbst: seitdem nach dem unglückseligen Duell der Schuß im linken Lungenflügel sitzt, geht es mit Riesenschritten dem Ende zu. Aber wie lange währt es noch, bis dieses Ende kommt, das kein Arzt der Welt aufzuhalten im Stande ist? Das wollte ich wissen und danach fragte ich den Arzt.

Er wollte erst mit der Antwort nicht heraus, rebete viel von Wundern, die passierten, meinte, ich sei sonst ein ganz gesunder Mensch, der überdies alle Mittel zur Verfügung hätte, welche man mit Gold und Wissenhaft zur Verlängerung selbst eines tranken Lebens nutzbar machen könne, u. s. w.

Aber ich ließ nicht locker. Ich wollte Wahrheit. Und so gab er sie mir: sechs Monate noch! höchstens! Wenn ich die größte Schonung beobachte, jede Aufregung vermeide, wolle ich sechs Monate noch, höchstens!

Ich kann nicht sagen, daß mich die Wahrheit sonderlich ergreifen hätte. Ich habe sie längst nahen sehen, und ein Sieber pflegt meistens nicht gerade ein besonders anhänglicher Gast auf dieser Erde zu sein. So habe ich denn schnell und herzlich mit allem abgefunden: das Weir ist gethan, die Feierabendglocken mögen läuten —

Man soll ganz wunschlos hinübergehen.

Und doch: ein Wunsch hätte ich noch. Noch einmal möchte ich, bevor ich gehe, einem Menschen letzte Liebe erweisen, ihm etwas Gutes thun, daß mein Andenken bei ihm in Segen bleibe.

Heute Nachmittag hatte ich ein trauriges Erlebnis. Ein kalter, klarer Sonnenburchflutheter Wintertag. Ich war ausgefahren. Weit draußen vor der Stadt, mitten auf der Landstraße, hielt plötzlich der alte Jochen die Pferde an, wandte sich nach mir um und deutete mit dem Stiel seiner Peitsche nach dem Chauffeegebirge. Ich sehe dahin: dort liegt ein Kind, ein Knabe von etwa 5-6 Jahren, im Schnee und schläft. Will der noch vor mir hinübergehen in die Ewigkeit?

Im Nu bin ich aus dem Wagen, rüttle den Schläfer.

„Was thust du hier?“

„Ich bin so müde!“

„Warum bist du nicht zu Hause?“

„Er versteht mich offenbar nicht, starrt mich nur mit großen, seltsamen, fragenden Kinderaugen an.“

„Warum bist du nicht bei deinen Eltern?“ frage ich dann.

„Ich habe keine!“

„Bei wem wohnst du denn?“

„Er schluchzt auf.“

„Ich bin fortgelaufen! Sie schlügen mich immer und gaben mir nichts zu essen!“

Dabei weist er mit zitternder Hand auf seinen Raden. Ich sehe nach, ziehe den Kragen seiner schmutzigen, zerrissenen Jacke zurück und erschreke bis in's Herz: furchtbare, blutunterlaufene Striemen bedecken den ganzen Rücken, auf dem jeder einzelne Knochen erkennbar ist. Mich schaubert.

„Willst du mit mir fahren?“ frage ich.

In dem hübschen Bubengesicht leuchtet es auf.

„Ja!“ sagt er. Und dann spielt der Trost um die blaffen, blutleeren Lippen:

„Aber zurück will ich nicht — sie schlagen mich tod!“

„Das sollst du auch nicht!“ entgegne ich beruhigend, „es soll dir gut gehen, wenn du gut sein willst!“

Da starrte er mich einen Augenblick fassungslos an. Thränen traten in seine Augen; er streut mir schüchtern-ängstlich die bebende Hand hin:

„Ich will gut sein, wenn — wenn — du mich liebhaben willst!“

Da hebe ich ihn empor und schaue ihm voll in das feine, zierliche Gesichtchen mit den trauen Kinderaugen: „Ich will dich liebhaben — eine kurze Zeit nur noch — aber ich will dich liebhaben!“

Ich habe meinen kleinen Heinrich in Pflege gegeben zu einer braven, kinderlosen Beamtenfamilie, die sich des Ankömmlings herzlich freut und ihn schon nach wenigen Tagen ganz in ihr Herz geschlossen hatte.

Ich habe ihn gern bei mir behalten: er hatte sich mit seinem sonnigen Kinderlachen, das sich schnell wieder einstellte, in mein Herz hineingelacht. Aber das einsame Haus eines sterbenden Junggesellen ist kein Heim für ein Kind von noch nicht sechs Jahren. So habe ich ihn denn zu jener Familie gehen, aber täglich kommt er zu mir; dann sehen wir uns schöne Bilder an, die ich ihm erkläre, ich erzähle ihm Märchen, denen er athemlos, blitzen-angesehen zuhört, ich baue ihm mit dem Baukasten die unglücklichsten Dams, Häuser, Pyramiden — kurz,

ich entdecke plötzlich die merkwürdigen Talente in mir. Und tief ergriffen bin ich jedesmal, wenn er mich bei Beginn eines Märchens, das ich ihm erzähle, mit tiefem kindlichen Ernste fragt: „Ist die Geschichte aber auch wahr?“

Heute steht mein Name in allen Blättern und als großer Wohlthäter werde ich gepriesen.

Ich schäme mich fast ob dieses Lärms; mir kommt es so wenig, so unbedeutend vor, was ich gethan —

Draußen vor dem Thor liegt ein prachtvolles Grundstück, ein hübsches, großes, neues Haus mit herrlichem parkartigem Garten. Das habe ich gekauft, damit darin eine Erziehungsanstalt für verwaiste Kinder begründet werde, und der Stadtverwaltung habe ich zu treuen Händen ein Kapital übergeben, aus dessen Zinsen die Stiftung erhalten werden soll. Sie soll meinen Namen tragen in alle Zeiten.

Und deswegen bin ich zum Stadtgespräch und von der Presse zum Wohlthäter der Menschheit ernannt worden: man spricht sogar von einem Denkmale. Ich habe mir alles verdient; meine Person soll von der Denkmalsankündigung unserer Tage verschont bleiben: in den Herzen der Menschen will ich leben, nicht in Stein und Erz.

So wie ich im Herzen meines kleinen Heinrich lebe. Ich kann die Stunden kaum erwarten, wo ich draußen auf dem Vorflur das Trappeln der kleinen Anabensfüße höre, denn wenn der Knabe um mich ist, so sind das Stunden des tiefsten, reinsten, seligsten Glückes für mich. Und oft steigt dann aus der dunkelsten Tiefe meines Herzens der Gedanke auf:

„Herr im Himmel, verlängere mir die Frist, die du mir gegeben, daß ich den Knaben wachsen, blühen und gedeihen sehe!“

Aber der Herr im Himmel lächelt gnädig Nein: ich fühle es, meine Frist wird nicht verlängert werden — es geht rasch abwärts — mein armer Heinrich, drei Monate noch, und wir werden uns trennen. Aber für dich ist gesorgt — möge dir das Leben leicht sein!

Meine mütterliche Freundin, Frau N., besuchte mich heute, gerade als ich mit Heinrich am Spieltisch saß.

„Sehen Sie mal an“, scherzte sie, „welch prächtige Talente Sie zum Familiennotar haben!“

Und ernsthaft liehe sie hinzu:

„Warum haben Sie nicht geheiratet? Sie hätten doch wählen können, wie Sie wollten! Und eine glückliche Ehe hätte Sie vor den Tagen von heute bewahrt!“

Ich weiß es: sie ist eine kluge Frau und sie hat recht. Hätte ich ein treues Weib und liebe Kinder gehabt — ich wäre vor einem tollen Junggesellenleben bewahrt geblieben, dessen Ende ein Schuß durch die Lunge und ein früher Tod sind.

Was heißt ihr vor mir auf, ihr Bild der längstvergangenen Zeit? Da ich die Erinnerung wachgerufen habe, will sie nicht mehr schwinden.

Marianne! Du, meine erste Liebe, sei noch einmal gerührt von dem Sterbenden! Weist du noch den Abend, klar war die Juninacht und sternklar der Himmel, da wir beide Hand in Hand hoch oben auf dem Aussichtsturm des schönbehaltenen Berges standen und unsere Augen in die sinkende Dämmerung hinaus sahen? Ueber den rothbraunen Dächern der Dörfer zu unseren Füßen glitt langsam der Rauch, ein leises Rauschen wehte durch den Wald, nur hin und wieder sang ein Vöglein müde sein Lied zur Gutenacht — sonst ringsum das große Schweigen, jenes wunderbare, in dem des Menschenherzens tiefste Stimmen wach und rege werden.

Dein Haupt sank an meine Brust und in meiner Seele wollten deine Augen lesen. Und über uns blitzten die ersten Sterne, und im Dunkel des Waldes mußten wir den Rückweg suchen. O, wir fanden ihn so leicht, der Wegweiser einer glücklichen Zukunft ließ uns nicht mehr verfehlen, und Hand in Hand stiegen wir sicheren Schrittes zu Thal, und von deinem süßen Gesicht strahlten Glück und Frieden.

Weißt du noch? Und dann der andere Tag. Ich schüttelte mein Haupt, aber es läßt sich nicht abweisen, ich nicht todschweigen. Der Tag, an dem ich von dir ging, weil mir deine Eltern zu wenig waren — zu wenig, zu einfach, zu schlicht für den verwöhnten jungen Mann der großen Gesellschaft, den Millionär, der seine Hand nach Romteffen und Baronessen ausstrecken konnte! Sie hatten es gemerkt, mich zur Rede gestellt, ein Wort gab das andere, im Unfrieden verließ ich das Haus, um nie wiederzukehren.

Und heute? Sechzehn Jahre sind seit jenem Tage verfloßen, da ich dich das lehtemal sah — aber stille ist mein Herz nicht geworden — es sucht dich, du verlorene Geliebte, ein Wort will es von dir hören, ein freundliches, vergehendes, gültiges Wort — ich glaube, ich werde ein solches Wort brauchen können für die große Reise, die ich antrete — Marianne!

Mir müssen wohl die Augen feucht geworden sein, denn plötzlich sagt der kleine Frager erschrocken:

„Du weinst ja, Dntel!“

Ich aber legte ihm segnend die Hand auf das Haupt und flüsterte leise: „Möchten dir diese Thränen er-

spart bleiben, mein Kind — es sind die bittersten, die uns das Leben auspreßt!“

„Darf ich wirklich? Ja, ich darf!“

Ich darf mit einem rauschenden, vollen Jubelsturm aus dem Leben scheiden — in den Strahlen letzter Liebe darf es untergehen und verlöschen.

Gestern war die Einweihung meiner Stiftung. Der ganze Magistrat, die Geistlichkeit, angesehenen Bürger nahmen teil. Im Wagen holte man mich ab; ich fühlte mich frisch und kräftig, wie selten vorher: Heinrich saß neben mir und etwas von der ungewöhnlichen Frische dieser Anabensfüße war über mich gekommen. Es war in das schöngeputzte Haus eintrat, kam mir die älteste Diakonisse entgegen und reichte mir einen schlichten Blumenstrauß, über den ich mich sehr gefreut habe.

Dann hielt der Geistliche die Weihe-

rede. Gebet, Segen und wieder ein Choral endeten die Feier. Danach wurde mir das Hauspersonal vorgestellt, und auch die Diakonisse am Harmonium hatte sich erhoben und trat mir an der Seite der ersten Schwester entgegen. Einen Augenblick starrte ich in ein helles, mildes, gültiges Gesicht, dann habe ich laut aufgeschrien: „Marianne!“

Danach weiß ich nichts mehr. Leises Stimmengemurmel hörte ich noch, welches eine ruhige, klare Frauenstimme sanft überlörnte: „Nur eine Ohnmacht!“

Mis ich wieder zu mir kam, befand ich mich in meinem Hause im Bett und neben mir kniete Marianne, während ich Heinrich todtenbläß dicht daneben sitzen sah.

„Walter!“ sagt die ruhige, klare Frauenstimme.

„Marianne!“ entgegnete ich und taste nach ihrer Hand. Sie läßt sie mir. Und nun sprechen wir beide kein Wort, Heinrich schluchzt herzbrechend.

Endlich öffne ich die Augen, die ich geschlossen hielt, und sehe ihr in das Gesicht. Es ist ernst und milde zugleich; die Zeit hat ihre Spuren darin eingegraben, und in sechzehn Jahren schreibt die Zeit bei einem verlassenen Mädchen eine deutliche Schrift, die niemand wieder auslöschen kann. Der Frühling ist vorüber — es will Winter werden: so steht in diesen stillen, entzagsvollenen Jügen.

„Marianne“, frage ich, „weißt du, daß du die Hand eines Sterbenden hältst?“

Sie schaut mich an mit einem Blide, wie ihn nur die Liebe hat.

„Noch stirbst du nicht, Geliebter!“

Da schüttelt es mich wie ein Sturm.

„Du liebst mich noch, Marianne?“ frage ich.

„Ich habe dich nie vergessen, Walter!“

„Und — du — hast mir verziehen?“

Sie neigt das Haupt, an dessen Schläfen ich leichte, silberne Fäden erkenne.

„Verziehen und vergessen! Wäre ich sonst bei dir, Walter? Sprich nicht davon: das ist alles längst vorbei! Der Beruf, den ich damals ergriff, hat mir Ruhe und Frieden gegeben. Wie man eines theuren Verstorbenen gedenkt, so habe ich deiner gedacht!“

„Dank dir, du Holbe, du Reine! O, wie habe ich mich nach dieser Stunde gesehnt!“ Bon dir zu hören, daß du mir verziehen habest — kein Engel im Himmel kann mir eine seligere Botschaft bringen!“

Und ich ziehe die leise widerstrebende Hand an meine Lippen und küsse sie, und küsse sie wieder.

Leise, ganz unhörbar ist Heinrich herangetreten. Jetzt steht er dicht neben uns. Ich höre die geliebte Anabensstimme: „Sag doch, Dntel, ist das die Frau, die du liebgehabt hast?“

In stürmischer Aufwallung des Herzens schlingt Marianne ihre Arme um das Kind. Ich aber kann kaum vor Rührung Antwort geben:

„Ja, das ist die Frau, Heinrich!“

„Und zwei fordernde, heischende Kinderaugen sehen mich erwartungsvoll an, als er wieder fragt:

„Wirft du sie nun auch immer liebhaben, Dntel?“

Laut muß ich aufschreien, während Marianne den mahnenden Frager an sich preßt:

„Immer! Immer! Immer!“

Näher zu mir drängt sich der Knabe, sein lockiges Haupt legt sich auf meine Hand: „Und mich auch?“ fragt er wieder. Ein Sturm durchtobt mich: welche Fülle von Liebe finde ich heute!

„Dich auch“, stammle ich, „Such beide — immer — bis in den Tod!“

Und nun legt der Knabe schüchtern und zärtlich zugleich seine Arme um Marianne's Hals, schaut sie sehnsüchtig an und sagt:

„Dann soll auch deine Frau meine Mutter sein, und ich will sie immer liebhaben, wie dich!“

Da küsse ich das Kind, und Marianne küßt es thränennden Auges vielmals.

Und nun wird alles still im Zimmer. Nur die mächtige Wanduhr tickt und mahnt, daß der Sand verrinnt. Ein ungesörbares Heiligthum hat

sich aufgethan — welche eine Seligkeit und welche ein Schmerz: letzte Liebe, wie targ bist du mir zugemessen!

Hier enden diese Tagebuchblätter. Zwei Tage, nachdem er die letzte Zeile geschrieben, schlummerte der Schreiber sanft und schmerzlos hinüber. Letzte Liebe drückte ihm die Augen zu. Und sie setzte ihm den Grabstein mit der Inschrift:

„Nun aber bleiben Glaube, Liebe, Hoffnung. Die Liebe aber ist die größte unter ihnen.“

Zwei Vorbestrafte.

Aus dem Leben einer Magnificenz von Wilhelm Wolters.

Die Studentenschaft hatte gerade dem neu erwählten Rektor ihren Huldigungsfesttag gebracht. Jetzt sah der Geheim Rath Professor Dr. Dehnhausen mit seiner Familie und einer kleinen geladenen Gesellschaft broden beim perlenden Schaumwein.

„Prost, Magnificenz!“ rief Professor Dr. Wergenthin, der Pandetengelernte, und erhob sein Glas.

„Das muß wahr sein, diesmal kam's den Herren vom Herzen. Es versteht's wirklich keiner so wie Sie, an den Freuden und Leiden der Studenten teilzunehmen.“

„Besonders an den Leiden!“ lachte Professor Dr. Sombert, der berühmte Gynäkologe. „Für die hat er eine geradezu wunderbar feinfühliges Seele.“

„Ja, wette, er gewinnt es nicht über sich, jemals eine Freiheitsentziehung vorzunehmen!“

„Ja“, lachte Seine Magnificenz, „das hat seine besonderen geheimen Gründe! Wer selber Berg am Rode hat, der bekommt ein weiches Herz für Missethäter.“

„Was soll das heißen?“

„Sagen Sie es keinem Menschen, meine Herrschaften“, lachte Geheimrath Dehnhausen, „obgleich das hohe Ministerium es bereits längst weiß, denn es steht als unauslöschliches Schandmal in meinen Personalakten: Seine Magnificenz ist polizeilich vorbestraft!“

„Dho!“ schallte es in der Runde.

„Ja, Herrschaften“, sagte Geheimrath Dehnhausen schmunzelnd, „das war in dem guten alten Leipzig, der berühmten Seestadt, als der Pleihestrom noch rauschend durch die Gassen floß, und der alte Bonorand im Rosenthal Sonntags mit seinem berühmten Rirskuchen die Gäste ludte, und ich war bereits beinahe sozusagen ein bemooftes Haupt.“

„Alter schüßt vor Thorheit nicht“, brumnte Hofrath Dönnings, der griechische und römische Literaturstrenge.

„Mein Freund Haller, der jetzt in Göttingen über germanische Philologie liest, und ich, wir standen vorm ersten Examen, und weil wir beide nicht gerade besonders fest „im Talmud“ waren, gingen wir fleißig ins Seminar, und wenn wir Abends miteinander vom Börnerium nach unserer gemeinschaftlichen Bude heimz pilgerten, disputierten wir miteinander weiter, daß es eine Freude war.“

Wie wir also eines schönen Abends wieder mal die Strahlen runter den Aristoteles bearbeiteten, ist mit einem Male hinter uns eine Porona junger Kerle, ausgelassene Mucki, die wahrscheinlich von einem etwas ausgebeuteten Dämmerschoppen kamen, und zwei und zwei in fünf Paaren hintereinander genau denselben Weg wie wir beide, Haller und ich, einschlugen. Dieses furchtbare Geschlecht der Nacht, das sich an unsere Sohlen heftete, hatte nicht den geringsten Respekt vor Aristoteles, sondern dachte jedenfalls nur daran, wie es auf die angenehmste Weise den angebrochenen Abend im „Strohbad“ oder in der „Feuertugel“ oder gar in der „Aukria“ beschließen könnte, und sang mit bereits etwas rauher gewordenen Kehlen das schöne Lied: Warum sollt im Leben ich nach Bier nicht streben —

„Warum sollt ich denn nicht manchmal fröhlich sein?“ ergänzte singend und sein Kehlgang im Takte schwingend Professor Wergenthin die Strophen. „Reines Lebens Kürze allerbeste Würze sind ja Gerstenkörnte und der Wein!“

Am Kopfplatz war auch bereits der unabwendbare grünrothige Polyp aufgetaucht und ermahnte die allzuwichtigen Brüder väterlich im gemüthlichen Sächsisch: „Hörne, meine Herrn, ich mache Sie druf aufmerksam, daß nach gehne nich effendlich gesungen wern darf.“

„Wir singen auch nich effendlich, mir singen bloß für uns!“ ertönte es im gleichen waschechten grün-weißen Idiom aus der Mitte der Bande. Und noch lauter brüllend marschirte man weiter. Mit ein paar langen Schritten war der Polyp bintennach: „Hörne, meine Herrn, wenn se nich ußheeren und folgen, muß ich Sie dā Ardebur antkündigen!“

„Algemeines Gejohle und abermaliger lärmender Weitermarsch.“ „Meine Herrn“, rief der ernährte Polizist, „ich muß Sie nunmehr ersuchen, mich uf dā Wache zu begleiden!“ Mit dem allgergehren Bergniegen!“ erwiderte der Haupt schreier vorhin. „Kommi Kinder! Rechtsum! Badalljohn marsch!“

Die Radou = Gesellschaft hatte uns mittlerweile derart überholt, daß zwei ihrer Paare vor uns, drei hinter uns gingen, wir also mitten unter ihnen staken. Sie waren bder letzten Aufforderung des Polizis-

ten stehen geblieben, wir insfolgedessen gleichfalls, jetzt machten sie alle auf das Kommando rechtsum und marschirten im Stachschritt dem Polypen nach. Wir setzten unsern Weg nach der entgegengesetzten Richtung hin fort. „He! Sie!“ schreit da der Polizist, „bahmfe nich geherd? Marsch, allong!“ Ich drehte mich um: „Wir gehören nicht zu den Herren, wir haben nicht gefungen.“

„Ach nee! Das tennen Sä an andern weismachen!“ Gewiß nicht, wir sind schon ältere Studenten, wir kennen die jungen Herrn gar nicht.“

Der Polizist zögerte einen Augenblick, dann wandte er sich an seine Begleitmannschaft. „Is das wahr?“

Die Herren tennen Sie nicht?“ Da schreitet der nämliche Kerl, der vorher schon mit dem Polizisten verhandelt hatte, der Anführer der Sippschaft, bis dicht an mich ran und schleuderte mir die Worte in's Gesicht: „Wehste, August, du habst allemal die gefrehe Schnauze, aber wenn's der antommb, drickede dich!“

„Das genügt dem Wärter der öffentlichen Ordnung.“ Das han ich ja gewußt! Sä sollsen sich schämen, ooh noch zu leichen!“

Kein Widerspruch half, wir mußten mit. Na, schön, dacht ich, auf der Wache wird sich ja alles auflären. Auf der Wache wurden natürlich zunächst unsere Personalien festgeseht. Als der jourhabende Sekretär, der diese Amtshandlung vornahm, meinen Namen hörte, sagte er mit vorwurfsvoll verkörpelter Stirn: „Wenn das Ihr vorhabender Vater wühte, würde er auch nicht seine Freude darüber haben.“

Ich habe Ihren Herrn Vater gekannt. Das war ein gestrenger und höchst achtbarer Pädagog, der so was nie und nimmer gut geheißen hätte.“

„Ich erklärte dem Herrn Sekretär das nämliche, was ich mich vorher bergelich bemüht hatte, dem Herrn Polizeier zu erklären. Aber da kam ich schon an. „Das ist jedesmal so“, schnauzte der Sekretär, „erst wird Standal gemacht, und dann will's keiner gewesen sein! Schämen Sie sich!“

„Da konnte ich mich also zum zweiten Male schämen und wurde mit dieser beruhigenden Gewißheit entlassen.“

„Nach ein paar Wochen wurden wir aufs Biergericht zittit, wo wir uns „defendiren“ sollten. Ich versuchte zum dritten Male, und zwar diesmal dem amtierenden Universitätsrichter, Justizrath Peltzer, aus-einanderzusetzen, daß mich die ganze Geschichte gar nichts angehe, daß ich im Gegenheile höchst ehrsam als Examenkandidat mit meinem Freunde Haller Aristoteles gepault hätte. Da wurde der Justizrath kirschroth im Gesicht — ich sehe ihn noch vor mir — und sagte: „Wenn Sie hier auch noch Klauen machen wollen, dann kann's passiren, daß ich Sie einfach ins Karzer fiede! Zum Spaß sich' ich nicht hier!“

„Na, nu schloß doch das Donnerwetter drein!“ rief Professor Wergenthin entrüftet.

„Wartet nur! Wartet nur!“ rief der Geheimrath. „Es kommt noch besser! Mir war selbstverständlich auch nicht zum Spahen zumuthe. Ich war glücklicher Empfänger von einer ganzen Anzahl Stipendien, hundertfünfzig Mark von meiner Vaterstadt, vierundachtzig Mark von ein paar wohlthätigen verstorbenen alten Fräuleins und noch so ein paar andern, mit denen ich mich gerade so knapp über Wasser hielt. Die wären alle fuffsch gewesen, wenn ich Karzer ertrigt hätte. Das ging mir denn doch über die Hutchnur! Unschuldig wie ein Lamm und schließlich noch Karzer! Aee, das konnt ich mir nicht gefallen lassen! Ich sagte Muth und erwiderte dem kirschrothen Justizrath, ünter roth im Gesicht, daß ich mich unter den Umständen an meinen Vormund wenden müsse und richterliche Entscheidung beantragen lassen werde.“

„Thun Sie, was Sie Lust haben!“ schrie der Justizrath zornig, „das wird Ihnen nichts helfen!“

„Ein freundlicher Herr!“

„Ich renne also spornfreichs zu meinem Vormund. Das war ein stolzer, reicher alter Kaufherr in der Grimmaischen Straße. So einer von denen von ganz echtem altem Schrot und Korn. Trage ihm zornbebd meinen Fall vor. Was geschieht?“

„Run?“

„Mein alter Herr ist grad im Begriffe, sein zweites Frühstück zu nehmen, wie er es genau auf die Minute alltäglich um zwölf Uhr Mittags, und

zwar stehend, zu sich zu nehmen pflegte. Eben war der Diener, der es heringebracht hatte, in das Privatkontor, hinter der braunen Rippportiere wieder verschwunden. Appetitlich stand es neben dem Herrn des Geschäfts auf dem Pult auf einer kleinen silbernen Platte: eine Sardellensemmel und ein Glas Portwein.“

„Da lud er Sie wohl zum Frühstück ein?“ lachte Sombert.

„Das zwar nicht, aber ohne ein Wort zu sagen, packt der alte Herr das silberne Tablett neben ihm und wirft es mit sammt der Sardellensemmel und dem Glase Portwein mit nach dem Kopfe.“

„Ah!“

„Glücklicherweise fauste das Geschloß an meinem unschuldigen Haupte vorbei und richtete, von der Rippportiere aufgefangen, außer einem Fettschlede keinen weitem Schaden an — aber — das war das Schände dich Nummer vier! Und eine höhere Inzanz oder gar einen Widerpruch gab's nicht!“

„Da hört denn doch alles auf!“

„Und was wurde dann? Wo blies die Gerechtigkeit?“

„Die Gerechtigkeit? Ein paar Wochen später hatt' ich sie; fünf Mark Strafe wegen nächtlicher Ruhestörung!“

Die allgemeine Spannung der Gesellschaft löste sich in ein wildes Geschrei und Durcheinander — es war ein Glück, daß man sich in der Wohnung des Rektors Magnificenz befand, sonst wären vielleicht die behelmteten Hüter des Staats, die noch immer vor dem Hause auf und abpatrouillirten, heraufgekommen und hätten die ganze Zecherrunde mit auf die nächste Wache genommen.

Endlich aber dämpfte sich der Lärm, und Professor Dönnings fragte: „Und die meuchlerische Sardellensemmel haben Sie sich ruhig gefallen lassen, Magnificenz? War denn der Mann nicht satisfaktionsfähig? Haben Sie ihn denn nicht wenigstens auf traurige Säbel gefordert?“

„O, ich habe mich auf andere Weise furchbar an ihm gerächt!“ erwiderte der Geheimrath verächtlich lächelnd.

„Auf was für Weise?“

„Ich habe seine Tochter geheiratet!“

„Maach!“

„Die Genugthuung war er mir schuld!“

„Bravo!“

„Das hat er auch eingesehen!“

„Surrach!“ rief die ganze Runde, und der junge Privatbogat Dr. Lengnick, der während der ganzen Erzählung neben des Geheimraths Tischlein geistand hatte, benutzte die Gelegenheit, beraufst von Lied und Wein und Fadelglanz, der Tochter heimlich hinter dem Rücken der andern einen Kuß auf die Lippen zu drücken und leise zu flüstern: „Herzlieb, jetzt bist du auch vorbestraft!“

Der „Goldene Löwe“.

Eine der drohligsten Manöverankedoten wird von Wilhelm II. als Major erzählt.

Während des Manövers ritt der Divisions-Kommandeur durch ein Marschquartier. Aber statt daß hier die Straße der Vorchrift gemäß, welche er durch wiederholten Befehl in Erinnerung gebracht, freigehalten war, fanden Fouage- und Gepäckwagen aller Art in den Gassen.

„Kreuzmilionendonnerwetter!“ rief er erregt der General“, wer ist hier der Ortsälteste, was ist das für eine Unordnung?“

Der im zunächstliegenden Hause befindliche Major Prinz Wilhelm von Preußen, welcher noch im Marschanzuge sich daselbst einem guten Frühstück hingegeben hatte, sah den General durch das Fenster und eilte rasch hinaus, um sich zu melden.

Während rief draußen der ärgerliche Herr: „Schodschmernoth, was ist das für eine Wirthschaft!“

In diesem Augenblicke erschien der Prinz auf der kleinen Freitreppe des Hauses und sagte, verbindlich grüßend, zu dem finster Blickenden: „Der Goldene Löwe, Erzellenz — sehr zu empfehlen!“

Begründeter Erzels.

Schullinpektor: „Es ist mir aufgefallen, Herr Lehrer, daß die Leistungen Ihrer Schüler im Winter unermesslich höher sind als im Sommer!“

Lehrer: „Sehr erklärlich; die erste Bank steht in der Nähe des Ofens und da sucht im Winter jeder hinzukommen!“



„Essen Sie eine „Wiener“, Herr Vater, die bekommt Ihnen jetzt gut.“ „Ach, Unfann, meinem Affen kann ich die nicht anbieten, der kann keine Würstl vertragen!“